

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 6

Artikel: Schweigen!
Autor: Heiberg, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweigen!

Von Hermann Heiberg, Schleswig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Du, Heinrich kommt! Eben habe ich einen Brief erhalten, in dem er schreibt, daß er um 7 Uhr Morgen Abend eintrifft. Sorge dann nur rechtzeitig, daß Anna die Fremdenstube in Ordnung bringt. —“

„Wenn du mich doch nur nicht immer ermahnen wolltest, was ich zu thun habe —“

„Das ist doch kein Ermahnen! Ich warf es unwillkürlich hin. Du solltest dir doch endlich abgewöhnen, Martha, so empfindlich zu sein.“

„Ich bin nicht empfindlich. Ich ärgere mich nur, daß du dich immer in meine Angelegenheiten mischst! Ich rede dir doch auch nicht in deine Kontorsachen hinein. —“

„Das müßte ich mir auch verbitten —“

„So, also ich darf's nicht, aber du hast das Recht —“

„Allerdings! denn von Geschäften verstehst du nichts. Sie gehören ausschließlich zu meinen Obliegenheiten. Hausangelegenheiten aber sind gemeinsamer Natur. Da hat jeder mitzusprechen —“

„Das bestreite ich! Nichts schrecklicher, als wenn der Mann ein Topfgucker ist. —“

„Da stimme ich durchaus bei. Ich bin aber durchaus keiner!“

In das, was lediglich deiner Entscheidung unterliegt: Wohnung, Küche, Keller, Sorge für die Kinder und so manches andere, werde ich nicht hineinreden. Aber deine Auffassung, daß ich mich um alles übrige, was speziell in der Wirtschaft geschieht, oder was vorzunehmen ist, gar nicht zu kümmern habe, daß ich keine Befugnis dazu besitze, muß ich aufs entschiedenste bestreiten!“

„Ich werde aber dennoch thun, was mich gut dünkt. Und damit ist die Angelegenheit für mich erledigt.“

„Um — aber für mich nicht, liebe Frau. Ich will mich in meinen Räumen glücklich fühlen. Deshalb habe

ich mir ein Heim geschaffen, deshalb habe ich dich geheiratet. Ärger, Ungelegenheiten und Verdruß habe ich in meinem Geschäft hinreichend. Ich will sie nicht in der Ehe. Da will ich mich entschädigen! Ich suche Uebereinstimmung, freundliches Zusammengehen, kurz, ein glückliches Familienleben, nicht aber jeden Tag Unfriede und Erörterungen, die darauf hinauslaufen, daß du über deiner Rechthaberei und deinem Widerspruchsgewalt deine Pflichten und Gelübnisse vergißt. —“

„Nach dieser Schilderung meiner Person ist es wohl am besten, daß ich gehe, daß ich zu meinen Eltern zurückkehre. Du erklärst, ich mache dich unglücklich. Was soll ich dann noch hier? Wenn ich fort bin, hast du Freiheit in allem, dann kannst du dein Herrschertum ohne Einschränkung ausüben, kannst dich um das Aufstehen der Kinder, um ihre Schulsachen, um ihr Lernen dich bekümmern. Dann kannst du bestimmen, was gegessen werden soll, kannst selbst alles einkaufen, auch die Mädchen bei ihrer Arbeit anhalten.“

„Wenn ich dich so sprechen höre, Martha! Ich sollte denken, daß du Vernunft und Logik zu gebrauchen verstehst! Ich kann aber irre werden, wenn du derartig das Kind mit dem Bade ausschüttest!“

„Wir Frauen haben ja nach Eurer Männermeinung keine Logik! Wie kannst du dich denn über den Mangel bei mir wundern?“

Die Frau sprach's hämisch, unversöhnlich. Auch jetzt mußte sie widersprechen, mußte sie das letzte Wort behalten.

Und es fand auch keine Einigung zwischen ihnen statt an diesem und an dem folgenden Tage. Jeder ging seines Weges für sich, und als der Bruder des Mannes, ein vielerfahrener Geschäftsmann, jetzt seinen Neigungen in der Hauptstadt lebender Herr, gekommen



17

H. MEYER-CASSEL

119

Frühling.
Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel.

war, und als die Brüder noch nach der Entfernung der Frau abends bis spät in der Nacht beisammen saßen, da schüttete der Fabrikant Ernst Mauritius sein Herz gegen jenen aus.

Er lobte reichlich das viele, was an der Frau zu loben war, aber er hielt nicht zurück mit seinem Kummer, daß sie nicht „einmal“ zu schweigen vermöge.

„Ach, wenn sie nicht immer Widerspruch erhöbe, wenn sie den Mund schließen könnte!“ stieß er bekümmert heraus. „Dann wären wir glücklich, sehr glücklich! Aber sie kann's nicht, und was anfänglich harmlos ist, empfängt bei dem fortgesetzten Reden einen immer schärferen Charakter und zuletzt einen solchen, daß man annehmen muß, in ihr sitze eitel Kälte, Bosheit und Freude an trotzigem Unfrieden.“

Und doch ist's anders. Ich fand sie schon einmal still weinend über sich selbst, und als ich sie dann in meine Arme nahm, war sie zärtlich und sanft wie ein Kind, schalt sich, daß sie es so gar nicht verstehe und bat mich unter Thränen, ihr ihr Wesen nachzusehen!

So haben wir uns denn auch bisher wieder gefunden, und ich halte mir diese Thatsache vor. Thäte ich es nicht, wir wären — lieber Freund — wahrscheinlich schon wieder auseinandergegangen, wären schon wieder geschieden —“

„Armer Bruder! So bist du eigentlich nicht glücklich —“ fiel Heinrich mitleidig ein. Der andere erwiderte nichts. Das war auch eine Antwort.

Als Heinrich Mauritius abends im Bett lag, sann er nach, wie er diesen beiden von ihm geliebten Menschen helfen könne, und nachdem er noch eine Stunde wach gelegen, war's klar in ihm, wie er es vielleicht beginnen könne. Unter solcher Erleichterung seines Innern schlief er ein und trat am nächsten Morgen seinen Verwandten beim Frühstück gegenüber.

„Was habt Ihr denn gestern noch so lange geschwätzt?“ warf die Frau des Hauses, die sich schon tagsvorher für ihren Schwager geschmückt hatte und in einem hübschen, hellen Morgenkleide auch an diesem Morgen allerliebste ausah, forschend hin.

„Von unserer Kinder- und Jugendzeit redeten wir —“ entgegnete der Bruder.

„Wir hatten einen Nachbarfreund, Theodor Unfried hieß er. Immer mußte er seinen Willen haben, immer alles kommandieren. Er war ein Wortklaubere. Als ihm eines Tages beim Spielen auf dem Kirchhofplatz ein Ziegelstein auf den Kopf und er tot umfiel, hatte eigentlich keiner von uns Mitleid, daß er davongegangen war. Solche, die immer das letzte Wort behalten müssen, die immer Widerspruch erheben, taugen nicht für den Verkehr, wecken keine Freundschaft und Zuneigung.“

„Ja, ja! Aber wer sich nicht ausspielt, der wird

nicht beachtet, der kommt zu nichts. Wer's wagt, der hat die Herrschaft —“ fiel die Frau des Hauses ein.

„Gewiß! Selbstvertrauen, Energie und eigenen Willen muß jemand besitzen, um etwas zu werden und zu bleiben; aber das ist etwas anderes. Wenn sich solche Leute nicht zugleich zu zügeln vermögen, sind sie trotzdem verloren. Damit fängt die Lehre zum Eintritt ins Leben an. ‚Schweigen können!‘ Damit bezwingt, erreicht und erhält man mehr, als mit hundert Talenten und Vorzügen. Und namentlich die Frauen! Sie sind zum Schweigen verpflichtet, ohne das machen sie ihre Männer unglücklich!“

Bisher hatte sich die Frau bei dem Gespräch arglos gegeben. Jetzt aber wurde sie mißtrauisch, verstand, daß alles auf sie gemünzt war und brach unvermittelt ab.

Nachdem sie ihrem Schwager noch eine Tasse geboten, entfernte sie sich, dringende Hausangelegenheiten vorschützend.

„Sie hat etwas gemerkt —“ warf der Mann hin. Ich bin begierig, ob sie mit mir sprechen wird. Wahrscheinlich geht's nun über mich her, daß ich mit dir gesprochen, sie bloßgestellt habe —“

„Dann leugne!“ bat der Bruder. — „Erkläre, daß ich gar nichts mit meiner Rede beabsichtigt hätte. Sie habe nur in ihrem Schuldbewußtsein den Inhalt auf sich bezogen. Ich habe schon gemerkt, daß ihr so nicht beizukommen ist. Ihre Mienen, ihr plötzliches Entfernen beweist es. Ich werde es ganz anders anfangen.“

„Nun? Und wie?“

„Ich werde das nächste Gespräch so lenken, daß sie mich auf das heutige anspricht. Dann werde ich sagen, daß sie, wenn es geschähe, wenn sie Widerspruch erhöbe, gewiß Recht habe. — Ueberhaupt werde ich nicht zugeben, daß sie einen Fehler besitzt.“

Widerpruch muß sie reizen, ihre Fehler selbst einzugestehen. Dann habe ich sie —!“ —

Nach dieser Unterredung trennten sich die Brüder.

Am Nachmittag desselben Tages besuchten sie zusammen einen öffentlichen Konzertgarten. Die Frau hatte sich beim Essen sehr zurückhaltend gegen ihren Schwager benommen, und sie setzte ihr sprödes Verhalten auch in der Folge sowohl gegen ihn wie gegen ihren Mann fort.

Als es sich beim Eintritt in den Garten um ein Aussuchen der Plätze handelte, und ihr Gatte einen solchen bei Umschau als geeignet erklärte, erhob sie Widerspruch und wünschte einen andern.

„In der That! Der ist weit besser!“ bestätigte der Schwager, und als sie sich dann niedergelassen hatten und geplaudert wurde, und sie wiederholt von ihres Mannes Äußerungen abweichende Ansichten und Meinungen zum Ausdruck brachte, trat er jedesmal auf ihre

Seite. Er that's mit der Miene der Aufrichtigkeit, die sie derartig täuschte, daß sie allmählich ihr Wesen völlig gegen ihn änderte. Sie gab sich ihm gegenüber sehr liebenswürdig, während sie gegen ihren Mann auch ferner den gewohnten absprechenden Ton anschlug.

Um keine Szenen herbeizuführen, blieb er ruhig. Sein Bruder aber sah's ihm an, wie es in ihm gärte, wie sehr ihn gerade heute ihr wenig zartes, schroffes Benehmen berührte.

Als er einmal fortgegangen war, um sich nach einer von dem Kellner noch immer nicht erledigten Bestellung umzusehen, warf Heinrich Mauritius einige seinen Bruder betreffende Bemerkungen hin.

„Deinem Mann fehlt aber wohl mitunter die rechte Entschiedenheit,“ sagte er bei Erwähnung seiner Eigenschaften. „Ich bin überzeugt, daß er auch heute, statt zu schelten, mit Recht zu schelten, den Kellner lediglich artig bitten wird, sich zu beeilen —“

„O nein, nein! Da irrst du!“ berichtigte die Frau. „Er ist sehr energisch —“

„So — das habe ich gar nicht geglaubt. — Ich habe gedacht, er ließe sich leicht beschwichtigen. Auch im Kontor scheint er mir nicht streng genug zu sein! Ich sah's heute noch —“

„Er ist gerecht und verliert nie seine Ruhe! Er macht aus einem Stäubchen keine Wolke,“ fiel sie ein.

„Du hast ihn aber doch in manchen Dingen wohl erziehen müssen? So im Hause! Ist er nicht ein bißchen Topfgucker, wie man es nennt?“

„Nicht die Spur! Er überläßt mir, was mir zukommt. Wenn er einmal hineinredet, so thut's auch not. So zum Beispiel mit den Dienstboten —“

„So, das freut mich! Das freut mich außerordentlich! So seid ihr wohl recht, recht glücklich —?“

„Gewiß! Und um es gleich einmal zu berühren, lieber Heinrich: Ich habe es wohl gemerkt, daß das Gespräch beim Frühstück auf mich gemünzt war. Aber du bist auf ganz falschem Wege. Ich habe meine Art, und er hat seine; insolge dessen gibt's zwar mal eine Auseinandersetzung, aber wir werden vortrefflich miteinander fertig.“

„Ich hätte Anspielungen auf dich gemacht? Wieso? Du irrst völlig. Ich sagte noch nach deinem Fortgang deinem Mann, wie du trotz deiner Verstandesrichtung und Lebhaftigkeit doch taktvoll zu schweigen verständigst. Ich merkte, ohne mir's erklären zu können, daß du nicht mit mir einverstanden warst, aber statt dagegen zu sprechen, standest du ruhig auf und entfernest dich. Also umgekehrt liegt die Sache. Ich hatte keinen Tadel, und ich gedachte deiner durchaus nicht, als ich mich äußerte —“

„So, das freut mich, Heinrich. Im übrigen aber

muß ich dir gestehen, daß ich gerade in dem Punkt, in welchem du mich lobst, sehr, sehr schwach bin.

Ich neige zum Widerspruch. Ich kann es nicht ertragen, wenn Ernst das letzte Wort behält. Hat er dir nichts gesagt?“

„Nein! Er meinte neulich abends, du seist einmal eine kräftige Natur. Bei solchen müsse man einen anderen Maßstab anlegen. Du könntest einmal nicht schweigen, wenn du auch wolltest. So müßte es so bleiben —.“

„Ich könnte nicht schweigen, Heinrich? Du irrst! Ich kann, was ich will! Ich will ihn glänzend widerlegen. Wenn ich rede, so geschieht's aus besserer Ueberzeugung! Fortan wirst du sehen, was ich vermag!“

„Ja — ich glaube es, daß du einen eisernen Willen hast, aber das, das wirst du doch nicht durchführen. Ich wette jede Wette! Es wäre ein Beweis fast übermenschlicher Kraft. Natürlich rechne ich auch dazu, daß du nicht widersprichst, daß du deines Mannes Willen gelten läßt, kurzum, daß du dich durchaus fügsam und willfährig gibst, gleichsam fortwährend um die Liebe deines Mannes bemüht bist. Das alles gehört dazu.“

„Na, da bin ich nun allerdings anderer Meinung. Das wäre ja bei uns älteren Eheleuten eine Komödie.“

Aber daß ich nicht widerspreche, daß ich schweige, daß ich das, was mein Mann richtigerweise meine kräftige Natur nennt, nach einer bestimmten Richtung unwandelbar werde, darauf gehe ich die Wette ein!“

„Und wenn du deinen Vorsatz brichst?“

„Ich breche ihn nicht! Verlass' dich darauf.“

Ein Weitersprechen wurde verhindert, weil Ernst Mauritius zurückkehrte. Er berichtete, daß der Kellner mit dem Theebrett gestürzt sei, daß er sich dabei stark verwundet habe. Er sei noch um ihn gewesen. Deshalb wäre er so lange fortgeblieben. Er schloß mit Aeußerungen wärmsten Beileids über den Unfall, der den armen Menschen betroffen habe.

„Wie du doch immer gut gegen andere bist —“, äußerte die Frau mit einer gegen ihre sonstige Art plötzlich hervortretenden Weichheit und legte, während sie ihm liebevoll in die Augen schaute, zur Befräftigung ihrer Gefühle die Hand auf den Arm.

Die folgenden Tage verliefen, ohne daß sich etwas Besonderes zutrug. Da Heinrich Mauritius seinem Bruder den Inhalt des Gespräches zwischen ihm und Martha mitgeteilt hatte, vermied jener sorgsam, irgend etwas zu thun oder zu äußern, was seiner Frau Widerspruch hervorrufen konnte. Er wollte ihr zufolge seines wohlmeinenden und zartfühlenden Sinnes in ihren guten Vorsätzen behilflich sein. Ja, er erging sich in allerlei Aufmerksamkeiten gegen sie. Am nächstfolgenden Tage brachte er ihr, von einem Mittagspaziergang in Beglei-

tung seines Bruders heimkehrend, einige wundervolle Blumen mit. Als sie sie vor ihrem Teller liegen sah, blickte sie sehr angenehm berührt empor, richtete einen schelmisch fragenden Blick auf ihren Schwager und sprach einen stark betonten Dank aus.

Aber als Heinrich dann durch Kopfschütteln und Schulterziehen den Dank ablehnte, vielmehr auf seinen Bruder als den Spender wies, rief sie mit einem von warmem Glanz erfüllten Auge: „Männchen du? Ei, was geschieht! Vielen, vielen Dank! Herrlich sind die Rosen!“

Es war verabredet worden, daß sie zu dreien an diesem Tage ins Theater gehen wollten. Da indessen das eine der beiden Mauritius'schen Kinder, und zwar das kleine Mädchen, am Spätnachmittag über Halschmerzen klagte, trat die Frau zu ihrem Mann ins Kontor und sagte in Gegenwart ihres zufällig dort anwesenden Schwagers:

„Du, das Theater müssen wir aufgeben, Helene klagt über den Hals. Ich habe schon nach dem Doktor geschickt —“

„Hm, das ist ja recht fatal. Hast du ihr hineingeguckt? Vielleicht ist's von keinem Belang —“

„Doch! Gewiß! Sie hatte schon gestern morgen geschwollene Mandeln.“

„Nun eben! So wird ein kalter Umschlag wohl genügen! Es sei denn — ich müßte einmal nachsehen —“

„Ach nein — das lasse mich nur besorgen. Ich weiß doch, wie mit den Kindern umzugehen ist, und —“

Die Frau sprach's schroff und unfreundlich, und sie hätte noch weiter geredet und noch mehr hinzugefügt, wenn sie nicht gerade in dem Augenblick dem Blick ihres Schwagers begegnet wäre.

In seinen Zügen stand: „Du bist auf dem alten Wege trotz deiner Zusagen! Siehst du, wie wenig du dich zu beherrschen verstehst!“

Und da rückte sie den Oberkörper zusammen, veränderte mit Willensaufbietung die Miene und sagte: „Das heißt, wenn du meinst, — bitte, komme mit. Wir können uns ja dann entscheiden.“

Das Ergebnis fiel für alle Teile günstig aus. Der Mann fand, daß nur der Hals etwas gerötet war.

Er brachte mit Zustimmung seiner Frau das Kind ins Bett, schärfte der Magd ein, sorgsam nach demselben zu sehen und begab sich mit seiner ohne fernere Gegenrede sich fügenden Frau und seinem Bruder ins Theater.

Später am Abend, nach der Komödie, als sie in einem Restaurant zu Abend speisten, kaufte Heinrich Mauritius von einem Blumenmädchen einen Strauß Rosen, überreichte ihn seiner Schwägerin, die sich während der ganzen Zeit äußerst liebenswürdig gegeben hatte,

und sagte, verbindlich betonend: „Erlaube, daß ich dir die Blumen als Zeichen besonderer Wertschätzung deiner Person und deiner wahrhaft seltenen Eigenschaften überreiche. Ich empfang heute Nachmittag wieder einen Beweis davon!“

Sie sah ihn an, lächelte sanft und legte einen Ausdruck in ihre Mienen, durch den sie sowohl ein Verständnis für seine Worte, wie auch ihre guten Gefinnungen für ihn an den Tag legte.

Von diesem Tage ab kam's nicht ein einziges Mal vor, daß die Frau widersprach oder sich schroff gab, und wiederum verging kein Tag, an dem der Mann — dem Räte seines Bruders folgend — ihr nicht irgend eine Aufmerksamkeit erwies.

Einmal hatte sie geäußert, daß sie ein Buch, von dem die Rede gewesen, nicht nur nicht gelesen habe, sondern es gar besitzen möchte. Er brachte es ihr am nächsten Tage in einem sehr schönen Einbände. Als sie den Wunsch äußerte, daß sie einen Ausflug zu Wagen in die Umgegend unternehmen möchte, sprach er wegen seiner Geschäfte zuerst Bedenken aus. Als sie sich dann — er sah's, daß sie wie ehemals ihm begegnen wollte — bezwang er sich gleich und sagte: „Da fällt mir ein! Es läßt sich doch machen. Und da du gerade morgen darauf Wert legst, so —“

Nun aber wußte sie sich noch weiter zu fügen.

„Nein, nein, Ernst! Mache es, wie es dir paßt! Die Geschäfte gehen vor —“, sprach sie rasch und zuvorkommend.

Ernst Mauritius befand sich zufolge dieser vorteilhaften Veränderung seiner Frau in einer so glücklichen Stimmung, daß er nicht Worte genug finden konnte, seinem Bruder zu danken.

Allerdings hielt er auch in den Gesprächen, die er über diesen Gegenstand mit ihm führte, nicht mit der Frage zurück, ob das alles auch künftig anhalten werde. Auffallend war's ihm, wie er erklärte, daß sie bisher beim Alleinsein mit keiner Silbe von ihren veränderten Beziehungen gesprochen hatte.

Er glaubte daraus entnehmen zu müssen, daß sie eben nur für eine bestimmte Zeit ihr Ich bezwingen, daß sie Heinrich und ihm — nur und gerade zufolge ihres Widerspruchgeistes — beweisen wolle, daß sie könne, was sie sich einmal vorgenommen habe.

„Ich fürchte, sie wird, wenn du fort bist, wieder in den früheren Ton zurückfallen. Sie wird widersprechen und stets das letzte Wort behalten wollen. Der menschliche Charakter läßt sich einmal nicht durch den bloßen Willen umodeln —“, warf er hin.

„Allerdings nicht —“, wandte Heinrich ein. „Aber gerade Frauen entwickeln zufolge ihrer tieferen weiblichen Eigenschaften und besonders dann, wenn sie einen



Lied aus der Jugendzeit.

Gemälde von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

Mann wirklich lieben, bisweilen eine erstaunliche Willenskraft. Sie bezähmen ihr Ich, und aus der Übung entsteht Gewohnheit. Das ist sicher auf deine Frau anzuwenden — —“

An einem der nächstfolgenden Tage war der Geburtstag des Mannes, und es hatte aus diesem Grunde Heinrich schon eingehend überlegt, wie er seinen Bruder besonders erfreuen könne.

Gedichte, die er für die Kinder gemacht, wurden von der Frau freudig aufgenommen. Sie machte sich gleich daran, sie ihnen einzulernen. Sie war selbst auch schon längere Zeit mit einer Handarbeit beschäftigt gewesen, und das Geschäftspersonal sollte ihn, auf gemeinsame Anregung beider, am Geburtstagmorgen mit einem Liebeswecken.

Als Heinrich und sie beisammen saßen und berieten,

und als ersterer wahrnahm, wie sie so ganz bei der Sache, wie doch überhaupt ihr inneres Wesen voll Güte und voll Freude am Guten war, überwand er eine gewisse Scheu und sagte, anknüpfend an die Geschenke, die seinem Bruder werden sollten: „Das Beste fehlt noch, Martha! Das könntest du ihm auch noch zuwenden —“

„Nun?“ warf sie arglos hin. „Was ist es? Was meinst du?“

„Kate!“ —

Sie zog die Schultern, machte auch eine fragende Geste mit den Händen, durch die sie ihre Unfähigkeit, Antwort zu erteilen, verstärkte, und sah ihn unzuworfommend an.

Da sie ihm so wenig entgegenkam, und er daraus den Schluß zog, daß sie zwar wußte, was er sagen wollte, aber abgeneigt war, darüber zu reden, wich er aus und sagte leicht hin: „Ernst wünscht sich doch einen Pultbock! Den haben wir vergessen.“

„Ach, das ist es ja nicht, was du meinst,“ warf sie mit wegwerfender Miene hin. Heinrich hatte sich also doch geirrt, sie wollte das Gespräch fortsetzen. Und da sprach er: „Wohlan, darf ich denn offen reden?“

„Gewiß, natürlich! Ich bitte! Du bist ja so feierlich —“

Dieser Zusatz störte ihn nun wieder. Auch erfaßte ihn ein starkes Unbehagen. Zimmer kam doch noch ihr kühles, unverföhnliches Wesen, das ihm so wenig sympathisch war, zum Vorschein. Aber wiederum verstärkte das jetzt doch seinen Entschluß, dem Hin und Her ein Ende zu machen.

Infolgedessen sagte er: „Dein Mann meint, dein verändertes Wesen rühre nur aus deinem mir gegebenen Versprechen her, zu schweigen. Du wolltest eben nur vorübergehend zeigen, daß du kannst, was du willst!“

„Ja! Und?“ fiel die Frau ein.

„Nun eben — da wünscht er sich zu seinem Geburtstag die Zusage, daß es immer so bleibt, die Erklärung, es sei dir Ernst, du seist — du seist —“

„Bitte, bitte, weiter!?“

„Du seist, liebe Martha, zur Einsicht gelangt —“

„Zur Einsicht!“ stieß sie scharf und abfällig betonend heraus. „Ja, handelte ich denn früher bloß aus Vergnügen an einem Nein? Gab ich nicht ausnahmslos meiner besseren Ueberzeugung Ausdruck? Habe ich mit meiner Einwendung nicht immer recht gehabt?“

„Ich verstehe deine Auffassung nicht, Martha! Sagtest du mir nicht damals in unserer Unterredung, daß du selbst eingestehen müßtest, daß du in dem Punkte des Schweigens recht schwach seiest. Du widersprachst meiner Auffassung, die das Gegenteil hervorhob!“

„Gewiß, gewiß. Aber doch nur in dem Sinne,

daß ich einmal diese für meinen Mann und für andere unbequeme Lebhaftigkeit besitze. Von einem Unrecht eingestehen kann doch gar keine Rede sein. Ich handle und handelte doch nicht nach Launen.“

„Ach, du lieber Gott —“ ging's unwillkürlich über Heinrichs Lippen.

„Na? Was ist?“ warf sie, das Haupt stolz hebend, hin.

„Was da ist, Martha? Ich habe darauf geschworen, daß du, in Betracht ziehend, welches erfreuliches Verhältnis durch die Veränderung deines Wesens zwischen dir und meinem Bruder eingetreten ist, fortan aus Liebe ihn zum Herrn machen, das ablegen würdest, was ihn ja so namenlos unglücklich gemacht, ja, ihn hat überlegen lassen, ob es nicht besser sei, daß — daß — Ihr —“

Er stockte. Er that's, weil ihre Mienen ihn nicht nur ermunterten, sondern abstießen.

„Ich bitte! Zu Ende!“ stieß sie dann schroff, befehlerrisch heraus.

„Gut!“ entgegnete Heinrich, nun auch die Sanftmut abstreifend, — ob es nicht besser sei, daß ihr wieder auseinander ginget —“

„So — so! Und mir sagtest du damals, daß mein Mann meiner kräftigen Natur Rechnung trage, du leugnest sogar jede auch nur beherrschende Berstimmung ab. Du erhobst mich in den Himmel! Wie reimt sich das?“

„Das will ich dir erklären, Martha! Ich war in den ersten Tagen selbst über den Ton, den du gegen deinen trefflichen Mann anschlugst, offen gesprochen, höchst unangenehm berührt. Ich fand dein Wesen weder weiblich, noch den Pflichten der Liebeshwürdigkeit und Rücksicht entsprechend. Du machtest den Eindruck einer kaltherzig-rechthaberischen Person. Als wir am ersten Abend beisammen saßen, schloß dein Mann mir sein Herz auf. Er sagte dem Sinne nach: „So viele seltene Eigenschaften besitzt sie, — aber alle werden verdunkelt, gelangen nicht zur Geltung, weil sie nicht zu schweigen vermag. Ich bin sehr unglücklich in meiner Ehe, ich bin's und bleibe es, weil ich sehe, daß meine Frau sich nicht einschränken kann und will!“

Darauf nahm ich deine Partei, aber ich nahm mir auch vor, dir mit Klugheit beizukommen. Ich lobte dich, weil ich wußte, daß du aus angeborenem Widerstpruchgeist das Lob ablehnen würdest.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Du ziehest dich selbst deines Fehlers, und als ich Zweifel aussprach, ob du schweigen könntest, erklärtest du, den Beweis antreten zu wollen.

Alles übrige weißt du, bis zu dieser Stunde, wo du nun mit dürren Worten aussprichst, nicht Einsicht

in deinen Fehler habe dich geleitet, sondern eben diese Willenslaune —“

Er hielt inne und forschte in ihren Zügen. Er sah, sie kämpfte, aber dieser Kampf bestand vorderhand nur in dem Widerstreit zwischen heftigstem Verlangen, ihrem zornigen Verdruß den allerjähresten Ausdruck zu verleihen, und der Einsicht, daß sie dann alles einbüßen werde, was sie zur Verteidigung ihres bisherigen Wesens vorgebracht hatte.

Heinrich aber nutzte den Augenblick.

„Martha — liebe, liebste Martha —“ begann er weich und eindringlich. „Sei gut, sei das, was du wirklich bist. Hilf deiner edlen Natur für immer auf. Du, grade du, vermagst es, weil du so hoch über die meisten anderen stehst. Du bewiesest deine außerordentliche Fähigkeit, dein Ich zu unterjochen, deinen Willen durchzusetzen! Bedenke, was auf dem Spiele steht! Gib deinem sehnsüchtig verlangenden, jetzt förmlich im Glück schwimmenden Mann den Frieden des Hauses, indem du deine Sanftmut fortsetzt. Thu's auch um der Kinder willen, die Ihr beide so sehr liebt.“

Was bietet denn das Leben? Es legt jedem Einzelnen ohnehin schwerste Lasten und Enttäuschungen auf. Sollen wir sie, indem wir uns in kleinen Quark eigensinnig verlieren, noch vermehren, sollen wir nicht vielmehr unserem Glück eifrigst nachspüren. Ist das nicht Weisheit für uns selbst? Wenn du wüßtest, wie zärtlich, wie sehr dich mein Bruder liebt, würdest du ihm schon aus Rührung das Gelöbniß geben, ferner Schweigen zu wollen.

Und so spreche ich: Mache ihm das Angebinde zu seinem Geburtstag und verzeihe mir zugleich, daß ich mich in euere Ehe-Angelegenheiten mische. Liebe für dich und Ernst leiteten mich, sie allein!“

Nach diesen Worten drängte er sich mit seinem innersten Wesen zu ihr, suchte durch Blick und Miene noch zu verstärken, was er von ihr erreichen wollte. Zu seiner Ueberraschung quollen ein paar Thränen langsam aus ihren Augen und statt etwas zu erwidern, stand sie auf, drückte ihm wortlos, mit ernster, schwermütiger Milde die Hand und verließ, sanft, doch auch bedrückt das Haupt neigend, das Zimmer.

Dies Verhalten stach so sehr gegen ihre sonstige Art ab, daß Heinrich, statt von einer glücklichen Befriedigung, plötzlich von einer schweren Angst erfaßt wurde. Ein Ausdruck solcher Trauer und solchen Verzichtes war in ihre Züge getreten, daß er auf den Gedanken geriet, sie könne, — allzu jäh aufgeschreckt aus ihren bisherigen Vorstellungen —, zu ganz unerwarteten und unerfreulichen Entschlüssen und Handlungen gelangen!

Es legten sich seine Befürchtungen erst, als er sie später im sonnigen Gartenfaal, wo stets gespeist wurde, kurz vor Tisch wiederfand.

„Sieh' hier, Heinrich! Bitte!“ hub sie, als ob nichts geschehen sei, an. „Wie unser kleiner Kanarienvogel die Flügel hängen läßt. Er mausert wohl —?“

„Ja, so ist's Martha. Wenn die Tiere sich so gleichsam neu umwandeln, leiden Körper und Geist. Aber um so fröhlicher schmettern sie dann nachher ihre Lieder wieder aus der Brust.“

Allen Creaturen, die mausern, geht's so“ schloß er anspielend betonend und forschte mit versöhnlichem Ausdruck in ihren Zügen.

Und da wandte sie sich plötzlich zu ihm, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und flüsterte unter einem Thränenstrom, der ihrer geläuterten Seele entquoll: „Habe Dank, mein Heinrich! Ich bin inzwischen zu Räte gegangen und fand, daß mir unverdient ein wahrer, seltener Freund entstand. Diejenigen sind unsere wahren Helfer, die Herz und Klugheit zusammenthun, um unseren blöden Augen den richtigeren Weg, den Weg zum Glück zu weisen.“

Und deshalb! Was du als Gabe für Ernst Morgen noch verlangst, das will ich ihm auf den Tisch legen.

Ich will — aus Einsicht, aus Liebe handelnd — auch ferner — Schweigen! Sag's ihm, Heinrich!“

„Nein, sag's ihm selbst, meine teure Martha. Schon hat er sich beklagt, daß du das, was ihn so sehr beschäftigt, während dieser Wochen mit keinem Wort berührt hast. Ich verlangt sehnsüchtig, daß du ihm dein Inneres selbst öffnest.“

Erst zauderte sie noch. Dann sagte sie fest, mit gefügigem Ausdruck und klarem Auge: „Wohlan denn! Ja! Auch das will ich, Heinrich! Bist du nun mit mir zufrieden?“

Statt etwas zu erwidern, schloß er sie in seine Arme, und so blieben sie, bis sie das Geräusch von Schritten draußen — es war Ernst mit den ihn fröhlich umhüpfenden Kindern — zurücktreten ließ.

„Wie? Noch keine Suppe auf dem Tisch, kleine Frau!“ rief Ernst gemüthlich. „Ich habe einen wahren Heißhunger —“

„Gewiß, sogleich! Ich eile, Schatz —“ gab sie zurück. Und in einem lebenswürdig neckischen Ton fuhr sie fort: „Herrgott! Wie kann man auch ein so hungriges Männchen warten lassen! Unverzeihlich! Aber ich mußte eben wieder Unterriecht im Schweigen nehmen! So ging's nicht früher!“

Sie sah, während sie sprach, ihren Mann mit einem zärtlichen Blick an, und während sie mit lebenswürdigen Gebärden davoneilte, begegneten sich die Augen der Zurückbleibenden mit einem Ausdruck, der alles enthielt, was sich in ihnen an gehobenen Empfindungen regte.

„Das habe ich dir zu verdanken —“ sprach der Mann, sich von den Kindern entfernend, leise, voll Rührung und drückte seinem Bruder die Hand.



Der aber lehnte mit sanfter Miene ab und sagte: „Nein, nicht mir, sondern ihr selbst! Ich zeigte nur den Weg. Was galt der Pfad, wenn sie ihn nicht beschritt, wenn sie nicht aushielt, bis sie die Höhe erreicht hatte, auf dem das Kreuz der Selbstüberwindung errichtet war. Nun bist du ihrer aber für immer sicher!“

Der Tod und das Mägdelein.

Schön Hilde spricht zum Mütterlein:
„Sag mir, was soll das Klopfen?“ —
„„Mein Kind, es wird der Holzwurm sein, Vielleicht auch Regentropfen!““

Da spricht das blasse Mägdelein:
„Was ächzt so bang im Winde?“
„„Der Wetterhahn, der wird es sein!““
Die Mutter sagt's zum Kinde. —

„Traun Mutter, 's wird mein Buhle sein,
Ich kenne sein Gefinde,
Er kommt heut' Nacht, die Braut zu frei'n,
Hol' mir mein Kleid im Spinde!

Es ist so fein, narzissenweiß,
Das allerschönste Linnen.
Vom Hollerbusch zier' mich ein Reis,
Der lehrte mich das Minnen!“ —

Emma Meyer-Brenner, Basel.



In Gedanken.

Aufnahme der London Stereoscopic Co.

☞ Sonnenaufgang. ☞

Auf gold'nem Grund ein dunkler Tann.
Ein Lerchentriller, dann und wann!
Am Waldesfaum tiefstiller Weg.
Das Forsthaus träumend im Geheg.
Am Fensterlein im Morgenwind

Die Höpfe flücht ein blondes Kind. —
Das Hühnervolk begrüßt den Tag;
In hellem Purpur blüht der Hag! —
Von ferneher ein Jauchzer tönt.
Das Mägdelein lächelt glückverschönt. —

Emma Meyer-Brenner, Basel.

☞ Sonnenuntergang. ☞

Es rauscht das Laub und füllt die Brust mit Trauer,
Des Herbstes Wehmut zittert durch das Thal.
Im Acker schreitet feierlich ein Bauer
Und sät das Korn im Abendsonnenstrahl.

Ich trete aus dem weissen Buchenwalde
Und sinne an des Frühlings Blau und Rot,
Ich seh' im gelben Stoppelfeld die Halde
Und muß ans Leben denken und den Tod.

fern am Gebirg' seh' ich die Sonne schwinden:
Sie sinkt hinab in matter Scheideglut,
Am sanft im Abendnebel zu erblinden,
Wie wohl ein Menschenaug' im Tode thut.

Sonne, wie du, möcht' ich den Lauf vollenden!
Hoch über menschlicher Alltäglichkeit
Möcht' ich des Lebens kurzen Bogen wenden
Und sanft von himmen zieh'n zu rechter Zeit.

Jakob Bofhart, Küssnacht.